Gleichgeschlechtliche Orientierungen von Mädchen und Jungen – Eine Herausforderung an die Pädagogik

Ulrike Schmauch

Die Autorin geht der Frage nach, wie pädagogische und therapeutische Fachkräfte Heranwachsende, die sich homosexuell entwickeln, unterstützen können. Dabei nähert sie sich dem Thema gleichgeschlechtlicher Orientierungen in der Kindheit von drei Seiten: zunächst auf theoretischem Wege, dann durch einen Bericht über Gespräche mit psychosozialen Fachkräften und schließlich durch eine Hinwendung zu pädagogischer Praxis. Die Ausführungen im ersten Teil dienen dazu, den praxisbezogenen Anregungen einen theoretischen Rahmen zu geben. Durch die Erkundungen im zweiten Teil wird verdeutlicht, in welcher Weise die fachliche Haltung zur Homosexualität die Art der Wahrnehmung und des Handelns prägt.

Homosexual Orientation of Girls and Boys. A Challenge to Education

The author explores how girls and boys who are in a process of homosexual development can be supported by qualified practitioners in the field of education, pedagogics and children's psychotherapy. The issue of homosexual orientation during childhood is approached at three levels: first by discussing theoretical concepts, then by reporting interviews conducted with professionals from the fields of child psychotherapy, pediatric psychiatry and day-care, finally by dealing with problems in pedagogical structures. The theoretical discussion is based on results of new psychoanalytic and sexual scientific research and serves as a framework for practical problems and suggestions. The interviews show how professional attitudes towards homosexuality do influence the way of perception and pedagogical acting.

Mit diesem Beitrag möchte ich der Frage nachgehen, wie pädagogische und therapeutische Fachkräfte in ihrer Arbeit Heranwachsende, die sich homosexuell entwickeln, unterstützen können. Dabei nähere ich mich dem Thema gleichgeschlechtlicher Orientierungen in der Kindheit von drei Seiten: zunächst auf theoretischem Wege, dann durch einen Bericht über Gespräche mit psychosozialen Fachkräften und schließlich durch eine Hinwendung zu pädagogischer Praxis. Die Ausführungen im ersten Teil dienen dazu, den praxisbezogenen Anregungen einen theoretischen Rahmen zu geben. Durch

die Erkundungen im zweiten Teil soll verdeutlicht werden, in welcher Weise die fachliche Haltung zur Homosexualität die Art der Wahrnehmung und des Handelns prägt.

Bevor ich beginne, möchte ich auf ein Quellenproblem aufmerksam machen. Sehr viele Aussagen zum Thema sind ausschließlich *retrospektiv* gewonnen, sei es aus psychotherapeutischen Behandlungen Erwachsener oder aus der Befragung Erwachsener nach ihren Erinnerungen. Eine weitere Reihe von Annahmen stammt aus dem *klinischen* Kontext, kennt also homosexuelle Phänomene nur im Rahmen seelischer Störungen und ist daher mit dem Risiko der generalisierenden Pathologisierung belastet. Eine dritte Gruppe von Aussagen kommt im Blick auf „normales Alltagsleben von Kindern“ zu dem raschen Ergebnis: „*Das gibt es bei uns nicht, höchstens als Schimpfwort*“. Man sehe und höre, so Fachkräfte in Schule oder Hort, nichts dergleichen. Die hier unterstellte *Nichtexistenz* ist, ebenso wie die Entwertung, ein Ausdruck des Homosexualitätstabus. Bei der Auseinandersetzung mit gleichgeschlechtlichen Entwicklungen sollte daher immer mitreflektiert werden, dass die Dimensionen sozialer Tabuisierung sowie klinisch und retrospektiv beeinflusster Wahrnehmungen den Gegenstand färben.

I. Theoretische Überlegungen zu homosexuellen Entwicklungen in der Kindheit

Bis heute ist ein Rätsel, wie eigentlich das entsteht, was wir „sexuelle Orientierung“ nennen, auch, wenn wir die Einflussfaktoren natürlich aufzählen können. Wie und warum die sexuelle Besetzung von Szenen und Personen, die Verknüpfung zwischen Seelischem und Sexuellem geschieht, das ist so wenig zu greifen wie die Verknüpfung zwischen dem Seelischen und Somatischen. Beide Vorgänge, Sexualisierung wie Somatisierung, entziehen sich weitgehend dem beobachtenden bzw. theoretischen Zugriff. Nach Winnicott hat (kindliche) Sexualität zunächst einmal nur etwas zu tun mit „der Fähigkeit der Gewebe, in Erregung zu geraten“ (Winnicott 1980, S. 146). Aber was wird für wen aus welchen Gründen sexuell und genital erregend, was wird zu einer sexuellen Bahnung, und was geht unter? Was wird später verlötet und nachträglich sexualisiert, zu einer sexuellen Schlüsselszene oder „zentralen Masturbationsphantasie“ (Laufer/Laufer 1989)? Was wird zu einer flexiblen, was zu einer stabilen sexuellen Orientierung?

Dazu zunächst zwei Beispiele: Ein kleines Mädchen sieht, wie ihre wunderschöne Mutter im Unterrock vor dem Spiegel ihr langes schwarzes Haar

bürstet, und sie wünscht sich vielleicht, genau wie sie oder gar noch schöner und für den Vater die Schönste zu sein – oder sie empfindet ein leidenschaftliches erotisches Verlangen nach der Mutter. Das kleine Mädchen reitet verzückt auf den Knien oder Schultern des Vaters, und in der gemeinsamen Begeisterung will sie vielleicht genau groß, wild und lustig sein wie er – oder sie will in der Phantasie von seinem männlichen Körper und Geschlecht Besitz ergreifen. Ob letztlich jeweils die Identifizierung oder das Begehren stärker sein wird oder ob es beides geben wird und, wenn ja, in welcher Intensität und Mischung, das kann niemand voraussagen. Bezogen auf den Focus Homosexualität bedeutet das: Es lässt sich nicht voraussagen, ob sich aus den Erlebnissen erregende gleichgeschlechtliche Phantasien oder Gefühle oder konkretes Verhalten und Liebesbeziehungen entwickeln und ob diese zu Elementen einer lesbischen Identität und Lebensweise zusammengesetzt werden. Bei dem fiktiven kleinen Mädchen sind verschiedene Mischungsverhältnisse denkbar, und eine heterosexuelle Entwicklung ist ebenso möglich wie eine homosexuelle. Oder auch beides zu unterschiedlichen Zeiten – auch wenn psychoanalytische und andere Entwicklungstheorien (vgl. exemplarisch hierzu Mertens 1997) fast ausschließlich den heterosexuellen Verlauf thematisieren („Das kleine Mädchen verliebt sich in den Vater“).

Ein kleiner Junge macht erregende Raufspiele mit seinem Vater, liebt es, hingebungsvoll von ihm überwältigt und im Spiel zärtlich aufgefressen zu werden. Aus der Hingabe mag eine lustvolle Komponente einer späteren homosexuellen Entwicklung werden – oder aber ein homoerotisches Element in der im Übrigen heterosexuellen Orientierung eines Mannes. Der kleine Junge berührt den Busen der Mutter – und er mag in diesem Moment vor allem wünschen, wie sie zu sein, ihren vom Vater begehrten Körper zu haben, oder er mag sie aufregend finden, begehren und in der Phantasie für sich selber wollen.

Diese Momente sind einzelne in einem unendlich großen Strom von Momenten, in einem noch nicht fertig zusammgelegten Puzzle von Ereignissen, Gefühlen, Erregungen und Phantasien. Erst im Nachhinein, so glaube ich, werden sie sich zu einer Geschichte in der einen oder in der anderen Richtung aufreihen, sich zu dem Gefühl verdichten: „Ich habe immer schon in der und der Weise empfunden“. Erwachsene können nicht beeinflussen, was sich durchsetzen wird, das hetero- oder das homosexuelle Begehren. Erziehung kann natürlich Schuldgefühle und Angst erzeugen. Aber sie kann heterosexuelle Liebesgefühle so wenig erzwingen wie sie mit Repression und Tabuisierung verhindern kann, dass Mädchen und Jungen gleichgeschlechtliche Liebesgefühle und Phantasien haben. Das Gleiche gilt umgekehrt – auch

homosexuelle Orientierung ist nicht herbeiführbar. Beeinflussbar ist der Leistungsdruck, ob also Mädchen und Jungen, die sich gleichgeschlechtlich entwickeln, an ihren Gefühlen verzweifeln und sich zu hassen beginnen oder ob sie einen glimpflichen coming-out-Konflikt im Rahmen ‚normaler‘ Adoleszenzkonflikte durchlaufen können.

Studien zum Coming-Out

Die Mehrheit homosexueller Mädchen und Jungen erlebt auch heute ein schwieriges Coming-out. Das gilt trotz der Erleichterungen durch die im Internet möglich gewordenen Formen von Unterstützung, Information und Austausch. Diese ermöglichen in der Tat ein „*Online-Coming-out*“ – zumindest den Jugendlichen, die Zugang zu einem Rechner haben –, während aber das reale Coming-out, das Gespräch mit dem direkten Gegenüber, Eltern und Gleichaltrigen, vielfach so angstbesetzt bleibt wie früher. Drei neuere deutschsprachige Untersuchungen zur psychosozialen Situation lesbischer, schwuler und bisexueller Jugendlicher belegen, dass diese Mädchen und Jungen in der Pubertät sehr belastet sind (Berliner Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport (Hg.) 1999; Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales (Hg.) 2001; Watzlawick 2003). Sie reagieren hauptsächlich mit Panik und Verzweiflung, wenn sie sich ihrer sexuellen Orientierung bewusst werden.

Zusätzlich zu ihrem inneren Konflikt erleben sie Ablehnung, Verächtlichmachung und Ausschluss durch Gleichaltrige oder sie befürchten dies, häufig zu Recht. Ihr größtes Problem ist Einsamkeit; sie fühlen sich wie im Niemandsland. Viele erfahren Diskriminierung, einige Gewalt. Die Jugendlichen leiden unter Depressionen, neigen zu alarmierenden Bewältigungsformen wie Alkohol- und Drogengebrauch und sind in viermal so hohem Maß suizidgefährdet wie die heterosexuellen Gleichaltrigen. Sie haben über Homosexualität keine bzw. nur negative Informationen erhalten. Akzeptiert werden sie am ehesten von eng befreundeten Gleichaltrigen, später zum Teil von den Eltern; die Ablehnung des Vaters wird besonders gefürchtet und auch deutlich häufiger erlebt als die der Mutter. Die befragten Jugendlichen gaben an, kaum je Unterstützung durch pädagogische, therapeutische oder soziale Fachkräfte erlebt zu haben.

Zum Begriff der sexuellen Orientierung

Aus der vergleichenden Sexualforschung ist bekannt, dass die Verbreitung von Homosexualität in allen Gesellschaften und Epochen gleich bleibend gering ist: der Anteil homosexueller Frauen und Männer liegt relativ konstant bei fünf bis zehn Prozent der Bevölkerung. Eine Gesellschaft kann durch ihre Sexualpolitik, sei sie repressiv, sei sie liberal, diesen Anteil nicht beeinflussen, wohl aber eine Situation, in der gleichgeschlechtliches Leben respektiert und sichtbar oder aber geächtet und versteckt ist. In dieser Perspektive auf den prozentualen Anteil erscheint Homosexualität als etwas Fixes, Eingegrenztes, das eine kleine Minderheit betrifft. Aus einer anderen Perspektive wird deutlich, dass sexuelle Orientierung und damit Homosexualität aber zum Teil auch bewegliche, fließende Phänomene sind. Es erscheint mir weiterführend, beide Sichtweisen zu verwenden. Die herrschende sexualwissenschaftliche Auffassung war bis vor einiger Zeit, dass die sexuelle Orientierung – sei es aufgrund genetischer Disposition, sei es aufgrund sozialer Erfahrung in der Kindheit – früh festgelegt ist und generell unveränderbar bleibt (Money 1988). Neuere empirische Studien, darunter auch die von Kinnish, Strassberg und Turner (2004), weisen jedoch darauf hin, dass die sexuelle Orientierung nicht bei allen Menschen gleichmäßig festgelegt, sondern in unterschiedlichem Grad flexibel ist (Kinnish et al., 2004, S. 37). Dies gilt für hetero- wie homosexuelle Menschen. Dabei legen mehrere Studien für Frauen eine flexiblere, für Männer eine stabilere sexuelle Orientierung nahe (ebd., S. 28).

Eine moderne psychoanalytische Sicht auf sexuelle Orientierung fasst Udo Rauchfleisch zusammen: Die sexuelle Orientierung, oder auch: die Geschlechtspartner-Orientierung beziehe sich auf das bevorzugte Geschlecht des Geschlechts- oder Liebespartners. „Hetero-, Homo- und Bisexualität können wir als Kristallisationspunkte auf einem Kontinuum der sexuellen Orientierung betrachten, das sich zwischen den Extrempositionen ‚ausschließlich heterosexuell‘ und ‚ausschließlich homosexuell‘ spannt (Rauchfleisch, 2002, S. 280). Im Blick auf die Dimensionen sexueller Orientierung zählt für den Autor „nicht nur das manifeste Kontaktverhalten gegenüber Sexualpartnern (...), ebenso wichtig (sind) die erotischen und sexuellen Phantasien, die sexuelle Attraktion, die emotionalen und sozialen Präferenzen, der Lebensstil und die Selbstdefinition...“ (ebd.).

Während der Aspekt des selbst gewählten Lebensstils im Blick auf Kindheit nicht passt, gehören andere Dimensionen wie das Kontaktverhalten (z.B. sexuelle Doktorspiele), Phantasien, Gefühle der sexuellen Anziehung

und des Verliebtseins, bevorzugte soziale Beziehungen wie innige Freundschaften, zum Kindesalter und können in ihrer Qualität sowohl gegen- wie gleichgeschlechtlich sein. Wenn wir das zuvor genannte Forschungsergebnis von Kinnish et al. aufgreifen – dass die sexuelle Orientierung nicht bei allen Menschen gleichmäßig festgelegt, sondern in unterschiedlichem Grad flexibel ist –, so können wir davon ausgehen, auch unterschiedlichen Kindern zu begegnen: den einen, bei denen sich ein sexuell noch offenes, widersprüchliches und sich veränderndes Nebeneinander von Phantasien, Attraktion, Gefühlen, Verhalten und Selbstdefinitionen findet; und den anderen, die eine früh festgelegte, unverrückbar „fertige“ sexuelle Orientierung haben. In jedem Fall aber haben sich die Kinder beider Seiten damit auseinander zu setzen, dass der Druck der Gleichaltrigen in hohem Maß normativ ist, Normalität fordert und dass nur Heterosexualität akzeptiert wird (auch wenn in einigen rechtlichen, medialen und alltäglichen Bereichen eine partielle normative Lockerung festzustellen ist).

Poludas Konzept lesbischer Entwicklung

Neben Barbara Gissrau (1993) und Mechthild Zeul (1993) hat Eva Poluda (2007) in den letzten Jahren Überlegungen zur weiblichen homosexuellen Entwicklung vorgelegt, die auf ihrem Konzept der weiblichen psychosexuellen Entwicklung aufbauen. Hervorheben möchte ich hier Poludas Auffassung von der grundsätzlich förderlichen Qualität von Homoerotik in der Mutter-Tochter-Beziehung. Die Autorin glaubt, dass die psychosexuelle Entwicklung des Mädchens in dem Maß gelingt, in dem die Beziehung zwischen Mutter und Tochter „...von Begehren qualifiziert ist. Nur in diesem Rahmen kann eine sexuelle Identifizierung in Gang kommen [...], die schließlich eine genügend aggressive Auseinandersetzung zwischen beiden zulässt, bei der die Tochter sich emanzipiert (...)“ (Poluda 2007, S. 47).

Die Autorin benennt drei Entwicklungsniveaus, auf denen lesbische Entwicklungen – wie heterosexuelle auch – beschrieben werden können. Eine unneurotischen Entwicklung ist nach Poludas Ansicht möglich, wenn „genügend gute“ Eltern die Töchter gewähren lassen und fördern, „so dass sie in Frieden mit ihren inneren Objekten leben können“ (ebd., S. 45). Diese Töchter „akzeptieren das homosexuelle Tabu letztlich nicht und binden die Wut darüber nicht ins Überich, sondern erhalten sie im Ich zur Behauptung ihres Begehrens aufrecht. Diese Entwicklung erscheint mir häufig durch ein Gewichtsverhältnis von Objektliebe zur Mutter und Identifizierung mit ihr geprägt zu sein, das eine Mittelstellung zwischen den durchschnittlich weib-

lichen und den durchschnittlich männlichen Gewichtungsverhältnissen einnimmt“ (ebd.). Bei lesbischen Frauen, die sich in psychoanalytische Behandlung begeben, unterscheidet die Autorin zwischen dem neurotischen und dem frühgestörten Entwicklungsniveau. Bei neurotischen Entwicklungen gehe es in der Behandlung „um die Rehabilitation des weiblichen Geschlechts-teils, das durch die Zurückweisung der Mutter entwertet erscheint, um dessen Akzeptanz und Aneignung“ (ebd.). Psychoanalyse könne helfen, Minderwertigkeits- und Rivalitätsängste abzulegen. Bei lesbischen Patientinnen mit einer frühkindlichen Störung sieht Poluda „das Trauma in der mangelnden Akzeptanz und Liebe des ganzen Selbst der Frau von Seiten ihrer Mutter. [...] In der psychoanalytischen Behandlung geht es entsprechend um mehr oder weniger tief greifende narzisstische Problematiken“ (ebd.).

Danneckers Konzept schwuler Entwicklung

Das schon von anderen Autoren (Morgenthaler 1984, Friedmann 1993, Isay 1990) genannte „prägnante Gefühl, ‚schon immer anders gewesen zu sein‘“ (Dannecker 2007, S. 57), wird auch von Dannecker aufgegriffen. Der Autor weist der mangelnden Geschlechtskonformität während der frühen Kindheit „den Rang eines Prädiktors der späteren Homosexualität zu“ (ebd., S. 58). Der Junge tritt in den Ödipuskomplex mit einer, so Dannecker, fertigen, wenn auch latenten Objektwahl ein; sein phallisches wie passives Begehren gilt dem Vater. Der Autor versteht es als Bestandteil der normalen homosexuellen Entwicklung, dass der Junge in dieser Phase einige feminine Elemente, Züge und Eigenschaften der Mutter zu übernehmen versucht, um auf sein Begehren eine erotische Antwort vom Vater zu erhalten. Er bezeichnet diesen Vorgang als Femitätsschub, der typisch und nicht pathologisch sei und der in der Regel mit der Bejahung des eigenen Körpers und Geschlechts einhergehe und mit der grundsätzlichen Gewissheit des Jungen, männlich zu sein (ebd., S. 60).

Auf der Ebene der ödipalen Objektbeziehungen spielt, parallel zur partiellen Identifizierung mit der Mutter, auch die Rivalität mit ihr eine wichtige Rolle; dennoch hebt Dannecker an der Beziehung zur Mutter – im Vergleich zur (realen) Beziehung zum Vater – die stärkere Nähe hervor. Der Autor zählt drei Varianten von väterlichen Reaktionen auf „das in der ödipalen Phase auftretende homoerotische Verlangen und den mit diesem gepaarten Schuss Femität“ (ebd., S. 62) auf: Distanzierung, Geringschätzung, offene und brutale Feindseligkeit. Die Distanzierung sieht der Autor als die häufigste Reaktion an, wobei er hier auf eine typische Kette von ununterbrochenen Missverständnissen und wechselseitigen Distanzierungen in der Vater-Sohn-

Beziehung verweist. Außerdem beschreibt er die typische Erfahrung des Jungen, in der Familie und in der außerfamilialen Kultur, vor allem in der Peer-group, vereinzelt und ausgeschlossen zu sein und sich als Außenseiter zu fühlen. Diese Erfahrung verschärfe sich später in der Pubertät, in der Phase des Coming-out, noch erheblich. Mit Blick auf die durchschnittliche Stabilität homosexueller Männer und auf die Summe der Verletzungen, die sie als Jungen erlebt haben, meint Dannecker, „...dass ihre präödiopale Entwicklung relativ günstig verlaufen ist und sie infolgedessen über ein stabiles Kernselbst verfügen, das es ihnen ermöglicht, den durch die Zurückweisungen des Homosexuellen entstandenen Bruch im Selbstwertgefühl zu überbrücken und relativ ungestört zu leben“ (ebd., S. 64).

II. Erkundungen: Gespräche mit psychosozialen Fachkräften

Um die bisherigen Aussagen um die Perspektive der direkten Beobachtung von Jungen und Mädchen im Kindesalter ergänzen zu können, habe ich Gespräche mit Fachkräften aus den Bereichen Kindertherapie, Kinderpsychiatrie und Kindertagesbetreuung zu meinem Thema geführt. Aus jedem Gespräch hebe ich hier einige markante Punkte hervor.

Meine erste Gesprächspartnerin, eine analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeutin, sagte, dass sich in allen Therapien immer sowohl heterosexuelle als auch homosexuelle Strebungen zeigten. Diese seien in ihrer Bedeutung immer hoch individuell und wie alle Gefühle der jungen Patientinnen und Patienten im Kontext von Therapie, Übertragungsbeziehung und seelischer Störung zu sehen, wegen der sie in Behandlung seien. So begegne sie als Therapeutin gleichgeschlechtlichen Gefühlen grundsätzlich im psychopathologischen Kontext. Sie analysiere genau die eigene homoerotische Gegenübertragung, Angst und Abwehr. Wenn der Patient homosexuell fühle und homosexuell werden wolle, folge sie ihm, auch wenn es ihr selbst – aus gesellschaftlichen Gründen – lieber wäre, er würde es nicht werden. Als „Knackpunkt“ bezeichnete sie die Gegenübertragung. Viele Therapeuten, so meine Gesprächspartnerin, wehrten homosexuelle Übertragung und Gegenübertragung ab – sie ertrügen sie nicht, und könnten dann nicht die erforderliche innere Erlaubnis geben. Sie selbst entwickle ihre Haltung aus der Analyse ihrer Gegenübertragung, nicht aus der Rezeption von Theorien.

Mein zweiter Gesprächspartner war Kinder- und Jugendlichenpsychiater und -therapeut an einer Universitätsklinik. Zur Frage, in welchen Formen das

Thema in der Kinderpsychiatrie erscheine, sagte er, der Vorstellungsgrund „Homosexualität“ sei in den letzten fünfzig Jahren aus der Mode gekommen. Die Mehrheit der homosexuell werdenden Mädchen und Jungen sei nicht gestört, verhalte sich nicht atypisch und fühle sich in der Kindheit nicht „anders“, tauche insofern in Therapie und Psychiatrie nicht auf. In der Klinik begegne er zwei Gruppen: Einerseits gebe es die Kinder und Jugendlichen, bei denen Geschlechtsidentitätsstörungen festgestellt werden (ICD 10, F 66), die sich mehrheitlich aber nicht transsexuell, sondern homosexuell entwickeln. Andererseits gebe es Jugendliche mit schweren Coming-out-Konflikten, die „eigentlich“ nichts gegen das Lesbisch- oder Schwulsein haben, aber um keinen Preis selbst lesbisch oder schwul sein wollen. Sie litten und kämpften dagegen an, denn immer noch sei es für Jugendliche das Allerschlimmste, vor allem durch den Druck der Gleichaltrigen. Nach seiner Einschätzung finden sich zum Thema Homosexualität folgende Haltungen in der Kinder- und Jugendpsychiatrie: eine kleine Gruppe von Hardlinern wolle immer noch wie Socarides (1971) Homosexualität in der Theorie pathologisieren und in der Praxis heilen. Eine große Gruppe sei zwar theoretisch liberal, habe in der Praxis jedoch keine Courage und sage: „*Ich lasse die Finger davon*“. Dies sei gelegentlich sinnvoll, weil es unterhalb progressiver Einstellungen zu starke ablehnende Gegenübertragungsgefühle geben könne. In der Summe habe dieses Zurückschrecken aber den Effekt, dass sich für Mädchen und Jungen mit dieser Thematik keine Therapieplätze fänden, insbesondere nicht bei analytischen Kindertherapeutinnen und -therapeuten. Schließlich gebe es eine kleine, aber wachsende Gruppe jüngerer liberaler Therapeutinnen und Therapeuten, die sich aktiv mit Homosexualität in Kindheit und Jugend auseinandersetze.

Das dritte Fachgespräch führte ich mit vier Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eines Kinderhortes für sechs- bis zwölfjährige Schülerinnen und Schüler. Zwei Wochen vorher hatte ich ihnen einen Fragebogen zugesandt, in dem es um die genaue Wahrnehmung von Gefühlsäußerungen und Verhaltensweisen von Mädchen und Jungen gegenüber Erwachsenen, Kindern und Idolen gleichen Geschlechts ging. Darüber hinaus wurden darin eigene pädagogische Haltungen und Werte im Umgang mit dem Thema Homosexualität in der Kindheit und gleichgeschlechtliche Entwicklungen angesprochen und fachliches Wissen darüber erfragt. Meine Gesprächspartner sagten, der Fragebogen habe ein ungewohntes Thema berührt und neue Sichtweisen ausgelöst. Eine Pädagogin berichtete, ihre bisherigen Einstellung: „*Ich habe da doch kein Problem, ich bin doch offen*“ – sei einer anderen Haltung gewichen: „*Ich habe da noch nicht speziell hingesehen*“. Und: „*Es ist wenig Wissen da.*“

Zwischen Mädchen, insbesondere den jüngeren, gebe es sehr viel körperliche Intimität. „Sie gehen zusammen aufs Klo, ziehen sich die Hose runter und erzählen sich viel Intimes“. Zwei Sechsjährige hätten zur Pädagogin gesagt: „Sollen wir dir mal zeigen, wie wir knutschen?“ Sie hatten heimlich geübt und zeigten nun strahlend, wie sie einander küssten. Im Umkleideraum des Schwimmbads seien die Mädchen unbefangen mit ihrer Nacktheit und sagten: „Kuck mal, ich hab schon Busen“. Mädchen hätten in ihren Zweier- und Dreierfreundschaften eine Innigkeit, die vom Kuseln über Eifersucht und Kränkungen bis hin zu Zickigkeit changiere. Das Team erinnerte sich an Farina, ein damals zehnjähriges Mädchen, das für ein anderes Mädchen schwärmte. Wenn Farina mittags von der Schule kam, fragte sie immer als erstes, ob Nicole schon da sei; einmal sagte die Pädagogin: „Gell, du magst die?“ – „Ja, sehr“, antwortete sie. Farina wollte ein Foto von Nicole und himmelte sie an, aber Nicole wies Farina völlig zurück.

Unter den *Jungen*, so die Pädagogen, gebe es Nähe und Zärtlichkeit im Vergleich zu den Mädchen seltener: „*Sie distanzieren sich früh voneinander. Nähe und Zärtlichkeit hören oft schon im zweiten Schuljahr auf*“. Immer wieder gebe es mal einen älteren, d.h. zehnjährigen Jungen, der Berührungen suche, aber keine Gegenliebe in seiner Altersgruppe finde. Masud sei zum Beispiel deutlich auf der Suche nach Zärtlichkeit; er wende sich an die Kleinen – die Sechsjährigen –, nicht weil sie klein sind, sondern weil sie, anders als die Gleichaltrigen, Zärtlichkeiten noch erlauben. Er schmuse mit den Kleinen. Einmal, als Masud allein war, habe der Pädagoge ihn angesprochen: „*Gell, du bist gern zärtlich?*“, und er habe gesagt: „*Ja, stimmt*“. Auch Jorgos, einer von den älteren Jungen, habe zärtliche Bedürfnisse. Nach der Erfahrung der Pädagogen wird er Schwierigkeiten bekommen, wenn er älter wird. „Die andern werden ihn zurückweisen und sagen: „*Biste schwul?*“ – „*Nee*“, muss er dann sagen, egal, wie er empfindet“.

Zusammenfassend lässt sich aus den Erkundungen Folgendes festhalten: Im therapeutischen Zusammenhang zeigten sich bei Jungen und Mädchen regelmäßig auch homoerotische Strebungen; im psychiatrischen Kontext erschien Homosexualität nur dann, wenn sie mit *Coming-out*-Konflikten und Identitätskrisen verbunden war. Beide Therapeuten reflektierten die Besonderheit des Rahmens und hielten eine verallgemeinernde Verknüpfung zwischen seelischer Störung und homosexueller Entwicklung für falsch. Im Blick auf die „Normalität“ im pädagogischen Alltag im Hort entstand für mich während des Gesprächs mit dem Team folgendes Bild: Gleichgeschlechtliche Gefühle und Verhaltensweisen zeigten sich – die Offenheit erwachsener Wahrnehmung einmal vorausgesetzt – als abhängig vom Alter der

Kinder, von ihrem Geschlecht und von Nähe- oder Distanz-fördernden Umständen. Mädchen und Jungen brachten auf vielfältige Weise gleichgeschlechtliche Gefühle zum Ausdruck: Anlehnungs- und Berührungsbedürfnisse, Zärtlichkeitswünsche, Verliebtheit, Anhimmeln, Schau- und Zeigelust, erotische und genitale Interessen. Dies zeigte sich bei jüngeren Kindern direkter als bei älteren, bei Mädchen unbefangener und anhaltender, bei Jungen früher abgewehrt. Die Haltung der befragten Fachkräfte erschien mir in allen Fällen als einfühlsam, offen und reflektiert. Den Kinderpsychiater und die Kindertherapeutin erlebte ich im Umgang mit eigenen Gegenübertragungen als differenziert, bewusst und erlaubend. Sie beschrieben ihre Einstellung als Ausnahme und äußerten sich kritisch über ablehnende Haltungen bei ihren Fachkolleginnen und -kollegen. Bei den Pädagoginnen und Pädagogen des Hortes fielen mir die sinnenfreudige, mitgenießende und zugleich nachdenkliche Haltung und die Bereitschaft auf, sich neuen, fremden Wahrnehmungen auszusetzen. Meine Gesprächspartner und -partnerinnen vermittelten die Überzeugung, dass Erwachsene beiderlei Geschlechts gefragt und auch befähigt seien, wenn es darum geht, mit gleichgeschlechtlichen Entwicklungen bei Kindern und Jugendlichen umzugehen, dass also nicht nur Erwachsene des jeweils gleichen Geschlechts für homosexuelle Gefühle von Kindern und Jugendlichen „zuständig“ seien.

III. Anregungen für die pädagogische Praxis

In diesem Teil wende ich mich der pädagogischen Dimension der anfangs ausgeführten theoretischen Überlegungen zu. Was bedeutet es für die Sicht auf Mädchen und Jungen und für den Umgang mit ihnen, wenn wir, Poluda (2007) und Dannecker (2007) folgend, homosexuelle Gefühle und Entwicklungen bei ihnen für ebenso selbstverständlich möglich halten wie heterosexuelle Entwicklungen (1)? Und was kann pädagogischen Fachkräften ermöglichen, offen für die Wahrnehmung und Akzeptanz solcher Entwicklungen zu sein (2)?

(1) Zunächst einmal lässt sich Poludas Verständnis von den unterschiedlichen Entwicklungsniveaus, auf denen sich lesbische Entwicklung zeigen kann, in den pädagogischen Alltag übertragen. Fachkräfte begegnen dort unterschiedlichen Mädchen – solchen, die unneurotisch und relativ stabil sind und die Krise des inneren und des äußeren *Coming-out* überwiegend unbeschadet bestehen werden, auch, weil ihnen ausreichend Ressourcen in ihrem sozialen Umfeld zur Verfügung stehen. Daneben werden sie auf Mädchen treffen, die

sich lesbisch entwickeln und unter neurotischen Ängsten leiden, und andere, die schwerer gestört, depressiv oder drogenabhängig sein mögen. Diese bringen ungünstige innerpsychische Voraussetzungen mit, „um den Bruch im Selbstwertgefühl zu überbrücken“ (vgl. Dannecker 2007, S. 64), der durch die Zurückweisung ihrer Homosexualität entsteht. Für sie kann es besonders schwer sein, das innere Anderssein zu ertragen und das äußere Nicht-Dazugehören, die äußere Ausgrenzung auszuhalten. Für die Bewältigung der unvermeidlichen Konflikte rund um das *Coming-out* fehlen ihnen häufig die erforderlichen sozialen Ressourcen.

Weiterhin bietet Poludas Blick Anregungen für einen offeneren Blick von pädagogischen Fachkräften auf Mädchen; dazu zwei Beispiele. Ich sprach über mein Thema auch mit einer Grundschullehrerin und einer weiteren Kindertherapeutin. Die Lehrerin sagte: *„Vielleicht könnte ich durch Poludas Konzept meine Brille, meine Scheuklappen deutlicher wahrnehmen. Denn wenn ich ein Mädchen mit erotischer Ausstrahlung sehe, dann sehe ich sie automatisch nur als Traumbräut mit einem Mann vorm Altar. Mir fehlte bisher völlig die Phantasie, sie als Traumfrau für eine schöne Amazone vor mir zu sehen“*. Die Kindertherapeutin überdachte ihre Behandlungserfahrung mit Mädchen und stellte fest, dass sie homoerotische Beziehungsszenen grundsätzlich immer als Abwehr wahrnimmt: *„Wenn mir ein süßes siebenjähriges Mädchen Geschenke gibt, mich anlächelt, zauberhaft zu mir ist und mir was vorturnt, so sehe ich darin, wie sie feindselige Gefühle und Konkurrenz abwehrt, aber bisher nicht, dass sie mich begehrt und idealisiert“*.

Was lässt sich nun aus Danneckers Konzept für die Praxis folgern? Die vom Autor gemeinten Jungen brauchen zunächst das, was Jungen überhaupt brauchen, was wir in den letzten zwanzig Jahren in der Diskussion über Jungensozialisation so oft erörtert haben und was offenbar so schwer zu finden ist – „geeignete“ männliche Liebesobjekte, die präsent sind. Zugewandte Männer, die keine Angst vor Konflikten, vor männlicher Nähe und vor Homosexualität haben, die an Jungen auch zärtliche Bedürfnisse, „weibliche Einsprengsel“, homoerotische Gefühle und überhaupt verschiedene Aspekte und Arten des Jungeseins akzeptieren (vgl. Winter/Neubauer 2001; Sielert 2002, Schmauch 2004, Schmauch 2005).

Während „geeignete“ erwachsene männliche Objekte rar sind, herrscht an Gleichaltrigen kein Mangel; das ist immerhin eine Chance, wenn man an das Risiko der von Dannecker angesprochenen Vereinsamung denkt. Die Pädagogen und Pädagoginnen des erwähnten Schülerhortes haben mir berichtet: *„Wenn wir bei Tisch über das Schwulsein sprechen, so ist es das einzige Thema, bei dem sie sich völlig verhärten. Bei allen anderen Themen –*

Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen, zwischen deutschen und ausländischen Kindern, islamischem oder christlichem Glauben – lassen die Kinder im Gespräch irgendwann Differenzen zu, akzeptieren sie und sind kompromissbereit. Aber nicht beim Thema Schwulsein“. – Im Verlauf des Gesprächs erinnerte sich das Team aber daran, dass die Jungen unter besonderen Bedingungen, bei viel Zeit und Vertrautheit miteinander, auch andere Gefühle gezeigt hatten. So hätten sie in einer Ferienfreizeit mit Genuss stundenlang zusammen geduscht und anlässlich einer gemeinsamen Übernachtung im Hort im Toberaum aufgeregt und begeistert nackt miteinander getobt. Aus Sicht der Hortmitarbeiterinnen und -mitarbeiter sollte es geschützte Zeiten, Räume und Situationen geben, in denen Zärtlichkeit als etwas Selbstverständliches entstehen könne, zwischen Mädchen und Jungen ebenso wie unter Mädchen und unter Jungen (wozu es natürlich im Vorfeld einer wirklich guten Elternarbeit bedürfe).

(2) Bei fachlichen Gesprächen über Fortbildungsfragen zeigen viele soziale und pädagogische Fachkräfte zunächst keine Neigung, sich mit dem Thema Homosexualität in ihrer Praxis zu beschäftigen. *„Das kommt bei uns nicht vor“*, heißt es, oder: *„Zu schwierig bei uns in der Einrichtung“*. – *„Wir haben einfach dringendere Probleme“*, oder: *„Dafür haben wir haben kein Geld“*. – Erfahrungsgemäß löst das Thema mehr unterschwellige Beunruhigung aus, ruft mehr Abwehr auf den Plan als andere Themen. Im Folgenden möchte ich auf dem Hintergrund meiner langjährigen Erfahrung mit Veranstaltungen zum Thema der sexuellen Orientierung einige Anregungen dazu mitteilen, wie eine offene Haltung gegenüber gleichgeschlechtlichen Gefühlen und Entwicklungen von Mädchen und Jungen ermöglicht und gefördert werden kann.

Es macht Sinn, wenn Pädagoginnen und Pädagogen das Thema nicht nur dem Überich (vgl. dazu Balint schon 1938), das heißt, der Folgsamkeit gegenüber dem gesetzlichen Auftrag und dem professionellen Anspruch auf Verteidigung der Menschenrechte überlassen. Das Ich sollte mitbeteiligt werden, zum Beispiel in Gestalt von Neugier und Ehrgeiz, und etwas Lustgewinn muss schon auch dabei sein, denn ein ausgeschlossenes Es wird sich anderwärts „hintenherum“ rächen. Selbstreflexion kann helfen, innere Verbote sich selbst und anderen gegenüber wahrzunehmen und biografische Momente zu entdecken, in denen man als Mädchen, als Junge vielleicht selbst homosexuelle Gefühle oder Erlebnisse hatte. Sehr wirksam ist das Experimentieren mit Einfühlung. Es bedeutet, zum Beispiel die Perspektive eines Jungen einzunehmen, der Hass auf Schwule und Lesben empfindet, oder eines Mädchens, die eigentlich nichts gegen Lesbisch- und Schwulsein hat, es aber um keinen

Preis selbst sein will, daran leidet und dagegen ankämpft. Es heißt, mit innerem Perspektivwechsel zu experimentieren: sich verlieben in eine gleichgeschlechtliche/in eine gegengeschlechtliche Person.

Bewusstere Beobachtung kann, wie in dem beschriebenen Hort geschehen, bewirken, dass pädagogische Fachkräfte in ihrem Praxisfeld ein größeres Spektrum von Ausdrucksformen gleichgeschlechtlicher Gefühle bei Kindern wahrnehmen: im spielerischen Ausleben von Phantasien, in Schau- und Zeigelust, Anlehnungs- und Berührungsbedürfnissen, Zärtlichkeitsbekundungen, im Ausdruck schwärmerischer und sehnsüchtiger Gefühle. Wenn man anerkennt, dass Homosexualität nicht als solches ein Problem ist und dass nicht alles an sich homosexuell entwickelnden Jungen und Mädchen furchtbar problematisch ist, dann gehört dazu, dass sie gleichwohl ein „Recht auf Probleme“ haben, auf gewöhnliche Schwierigkeiten mit Entwicklungsaufgaben und auf spezifische Probleme mit dem ersten Mal oder dem Finden der ersten Liebe.

Nicht nur auf Haltung und Wahrnehmung, auch auf strukturelle Bedingungen kommt es an. Wie bei anderen Themen in der Kinder- und Jugendhilfe – etwa bei *Gender*, Migration und Konfliktkultur – macht es Sinn, dass pädagogische Fachkräfte das Thema nicht als Einzelkämpfer angehen, sondern sich im Team und mit der Leitung um eine gemeinsamen Auseinandersetzung und einen Konsens bemühen. Wenn dies gelingt, kann das Thema in Leitbild und Konzeption eingebettet und Teil der Qualitätsstandards werden. Gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Gefühle können in Einrichtungen für Kinder und Erwachsene ebenso selbstverständlich wahrnehmbar werden wie heterosexuelle Gefühls- und Lebensweisen. Dies kann in der Alltagsprache, in Flyern der Einrichtung, Programmangeboten und Broschüren, in Aushängen am schwarzen Brett zu Filmen und Veranstaltungen mit gleichgeschlechtlichen Themen zum Ausdruck kommen. Das Angebot einer Vernetzung von Regenbogenfamilien an einer Kindereinrichtung und eines Treffs für sie trägt zur Selbstverständlichkeit des Themas bei. Was für Erwachsene sprachlich und sichtbar dazugehört, kann für Kinder leichter greifbar werden.

Wenn Fachkräfte etwas von Hochzeits- und Familienspielen der Kinder mitbekommen, wenn sie wahrnehmen, wie Mädchen und Jungen sich über Sexualität, Paarbeziehungen und Liebe unterhalten, können sie anregende Kommentare geben. Etwa zu der typischen kindlichen Bemerkung, die erst untereinander, dann zustimmungsheischend zur Erzieherin gemacht wird: „Die können nicht heiraten, weil die ja zwei Mädchen sind, stimmt’s?“ – Bei der Wahl der Sexualaufklärungsbücher und anderer Bücher über Gefühle, Liebe und Familie können Fachkräfte darauf achten, ob die dargestellten Lie-

bes- und Lebensweisen Vielfalt zulassen, ob in der Vielfalt gleichgeschlechtliche Formen einbezogen sind und, wenn nicht, diese im Gespräch mit den Kindern ergänzen. Analog zu „Bildungsgelegenheiten“ kann man in der Arbeit mit Kindern „Gelegenheiten für angstfreien Umgang mit homosexuellen Gefühlen und Beziehungen“ schaffen. Man kann, wie es die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des genannten Hortes ausdrückten, geschützte Zeiten, Räume und Situationen ermöglichen, in denen Zärtlichkeit als etwas Selbstverständliches entstehen könne, zwischen Mädchen und Jungen ebenso wie unter Jungen und unter Mädchen.

Literatur

- Berliner Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport (Hg.) (1999): Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin, Berlin
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAG LJÄ) (2003): Beschluß zum Thema: „Sexuelle Orientierung ist ein relevantes Thema des Jugendhilfe“, Köln
- Dannecker, Martin (2007): Probleme der männlichen Homosexualität, in: Volkmar Sigusch (Hg.): Sexuelle Störungen und ihre Behandlung, Stuttgart u.a.
- Esch, Jürgen (2004): Unwahrnehmbar? Unansprechbar!? Wie thematisiere ich „Schwulsein“ in der Arbeit mit Jugendgruppen?, in: Hessische Jugend 1/2004
- Friedman, Richard W. (1993): Männliche Homosexualität, Berlin u.a.
- Gissrau, Barbara (1993): Die Sehnsucht der Frau nach der Frau, Zürich
- Isay, Richard A. (1990): Die Entwicklung des Homosexuellen, München
- King, Vera (2002): Geschlechtsidentität, in: Mertens, Wolfgang et al. (Hg.), Handbuch der psychoanalytischen Grundbegriffe, Stuttgart
- Kinnish, Kelly K./Strassberg, Donald S./Turner, Charles W. (2004): Geschlechtsspezifische Differenzen der Flexibilität der sexuellen Orientierung, in: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 17, S. 26-45
- Lähnemann, Lena (2000): Zur Einbindung des Themas „sexuelle Identität/junge Lesben, Schwule und Bisexuelle“ in die Jugendhilfe nach SGB VIII (KJHG), in: MJFJF Schleswig-Holstein (Hg.): Dokumentation der Fachveranstaltung „Sexuelle Orientierung – Thema für die Jugendhilfe“, Kiel
- Mattfeld, Annette/Thiede, Bernd (2005): Homosexualität – Ein Thema für Jugendhilfe und Schule, Hg. vom Senator für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales der Freien Hansestadt Bremen
- Laufer, Moses/Egle Laufer, M. (1989): Adoleszenz und Entwicklungskrise, Stuttgart
- Mertens, Wolfgang (1997): Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. Bd. 1: Geburt bis 4. Lebensjahr, Stuttgart u.a.

- Money, John (1988): *Gay, straight and in-between: The sexology of erotic orientation*, New York
- Morgenthaler, Fritz (1984): *Homosexualität, Heterosexualität, Perversion*, Frankfurt/Main
- Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales (Hg.) (2001): *Schwule Jugendliche: Ergebnisse zur Lebenssituation, sozialen und sexuellen Identität*, Hannover
- Osbar, Christian et al. (1999): *Sexualpädagogik zwischen Persönlichkeitslernen und Arbeitsfeldorientierung*, Hg. von der BZgA, Köln
- Poluda, Eva S. (2007): *Probleme der weiblichen homosexuellen Entwicklung*, in: Volkmar Sigusch (Hg.): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*, Stuttgart u.a.
- Rauchfleisch, Udo (2002): *Hetero-, Homo- und Bisexualität*, in: Mertens, Wolfgang et al. (Hg.): *Handbuch der psychoanalytischen Grundbegriffe*, Stuttgart
- Schmauch, Ulrike (2004): *Was geschieht mit kleinen Jungen? Der weibliche Blick auf Männlichkeit und das Konzept der „sicheren männlichen Identität“*, in: Düring, Sonja/Hauch; Margret (Hg.): *Heterosexuelle Verhältnisse*, Gießen
- Schmauch, Ulrike (Hg. zus. mit Lotte Rose) (2005): *Jungen – die neuen Verlierer? – Auf den Spuren eines öffentlichen Stimmungswechsels*, Königstein
- Schmauch, Ulrike (2007): *Wie lässt sich Antidiskriminierung lehren?* in: *Sozialmagazin*, 32. Jg., H. 5/2007
- Sielert, Uwe (2002): *Jungenarbeit. Praxishandbuch für die Jugendarbeit*, Weinheim
- Sielert, Uwe/Valtl, Karlheinz (Hg.) (2000): *Sexualpädagogik lehren*. Weinheim/Basel
- Socarides, Charles W. (1971): *Der offene Homosexuelle*. Frankfurt a.M.
- Sohre, Kathrin/Günther, Ingo (2001): *Gleichstellung hetero-, bi- und homosexueller Lebens- und Liebesformen*. In: BZgA (Hg.): *Sexualpädagogische Kompetenz*. Köln
- Watzlawik, Meike (2003): *Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen – eine Internetbefragung zur sexuellen Identitätsentwicklung bei amerikanischen und deutschsprachigen Jugendlichen im Alter von 12-16 Jahren*, (Diss.)
- Winnicott, Donald W. (1980): *Kind, Familie und Umwelt*, München
- Winter, Reinhard/Neubauer, Gunter (2001): *Dies und Das ! Das Variablenmodell „balanciertes Junge- und Mannsein“ als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern*, Tübingen
- Zeul, Mechthild (1993): *Klinische Anmerkungen zur weiblichen Homosexualität*, in: *PSYCHE*, Jg. 47, S. 107-129